

Also hatte Napoleon die Aufgabe, Rom zur zweiten Hauptstadt des neuen abendländischen Weltreiches zu machen, dem Fürsten von Pontecorvo zugebracht.

Aber ganz andere Pläne als der mächtige Kaiser der Franzosen hatte das allmächtige Schicksal mit dem Sohn des Gerichtsvollziehers von Pau vor. Es hielt eine Königskrone für ihn bereit.

VIERZEHNTE KAPITEL

Kronprinz von Schweden

Während Bernadotte halb freiwillig, halb unter dem Druck des Kaisers zögernd seine Vorbereitungen trifft, um sich auf den ihm übertragenen Posten nach Rom zu begeben, tritt ein Ereignis ein, das seinem Schicksal die entscheidende Wendung geben wird. Die Schweden suchen einen Thronfolger. Auch die Wasa teilen das Los überalteter Dynastien: der Stamm hat seine Kraft erschöpft, und aufgebraucht, er treibt keine neuen Schößlinge mehr. Gustaf IV. Adolf ist der letzte König seines Stammes, aus dem der große Held aus Mitternacht hervorgegangen ist – ein schrullenhafter, launischer Mensch, ein gekrönter Don Quichote. Vom Unwillen seines Volkes vertrieben, lebt er am Hofe seines Schwagers in Baden im Exil. Sein kinderloser Oheim und Nachfolger, Karl XIII., hatte den Prinzen Christian August von Holstein-Sonderburg-Augustenburg zu seinem Nachfolger bestimmt.

Die schwedische Thronfolge war also geregelt. Am 29. Juni 1810 hält der Prinz in Helsingborg eine Parade ab. Während er die Front abreitet, wankt er plötzlich im Sattel und stürzt, vom Schlag getroffen, vom Pferd.

Abermals muß Schweden einen Erben der Krone Gustaf Adolfs des Großen wählen.

Vor Jahresfrist hatte sich Karl XIII. für den Prinzen Christian August entschieden, weil dieser bisher dänischer Statthalter in Norwegen gewesen war. Da er außerdem in naher verwandtschaftlicher Beziehung zu dem dänischen Königshause stand, hofften die Schweden durch ihre Wahl in freundnachbarliche Beziehungen zu Dänemark zu treten und zum Ausgleich für das von Rußland bedrohte und bereits besetzte Finnland Norwegen zu erhalten.

Denn Schweden brauchte Rückendeckung im Westen, um sich im Osten gegen die drohende Umklammerung durch den russischen Bären wehren zu können.

Während Napoleon Süd-, West- und Mitteleuropa seiner Herrschaft unterwarf, suchte Alexander I. im Norden die Politik Peters des Großen fortzusetzen.

Nach der Ermordung seines Vaters Paul I., deren Mitwisser er war, auf den Thron gelangt, richtete er zuerst seine Blicke auf Westeuropa. Gelang es ihm mit Hilfe der gegen die französische Revolution gerichteten Koalition Napoleon niederzuwerfen, dann war der Augenblick gekommen, da struppige Kosakenrößlein auf den Fluren Deutschlands und Frankreichs weiden und neue Mongolenfluten Europa überschwemmen würden.

Bei Austerlitz, Eylau und Friedland aber hatte Alexander die unangenehme Erfahrung machen müssen, daß die Niederwerfung Napoleons doch keine so leichte Sache sei. Er hatte es daher vorgezogen, sich mit seinem Gegner auf Kosten seiner bisherigen Verbündeten zu verständigen. Man einigte sich in Tilsit und ein Jahr später in Erfurt auf der Grundlage: Dem Empereur den Westen, dem Zaren den Osten.

Alexander ließ seinem „Freund“ Napoleon freie Hand in Spanien und Portugal und teilte sich mit ihm – wenn auch vorläufig nur theoretisch – in die Türkei, wogegen Napoleon den Russen Schweden überantwortete. So konnte Alexander das Werk vollenden, das der Ahnherr Peter begonnen und seine

Großmutter Katharina erfolgreich fortgesetzt hatte: Rußland von den Dardanellen bis zum Belt. Peter hatte dem asiatischen Rußland Iwans des Schrecklichen ein Fenster nach Europa geöffnet, indem er den Schweden das Baltikum entriß und die germanische Bevölkerung mit importierten Slaven und Mongolen zersetzte. Karl XII. hatte bei Pultawa Ingermanland, Livland und Kurland an Rußland verloren. An der Mündung der Newa, auf ehemals schwedischem Boden, konnte Peter die neue europäische Hauptstadt des Zarenreiches erbauen. Katharina hatte halb Polen geschluckt und den Türken die Küsten des Schwarzen Meeres entrissen.

Jetzt, hundert Jahre nach Peter, schickte sich Alexander I. an, diesen Drang nach dem Westen durch die Unterwerfung Finnlands und Schwedens zu stillen. Die Slawen waren im Begriff, das Erbe der Germanen anzutreten. Die nahen verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen den Herrscherhäusern der Romanow und Holstein-Gottorp hatten Dänemark bereits zur Satrapie des Zaren gemacht. Nach der Eroberung Skandi-naviens wäre der König von Dänemark nur noch russischer Gouverneur von Jütland gewesen, und durch seinen Schwager Georg von Oldenburg hätte derselbe Alexander auch die deutsche Nordseeküste beherrscht.

In diesem Kampf gegen die drohende slawische Sintflut war das kleine Schweden auf sich selbst angewiesen. Gustaf IV. Adolf hatte das Land durch sein romantisches Eintreten für die vertriebenen Bourbonen – er wurde zu dieser wahnwitzigen Politik durch seinen Ratgeber Axel Fersen überredet, der den Tod seiner Geliebten Marie Antoinette an Frankreich rächen wollte – in den Krieg mit Napoleon gestürzt, den der verblendete König hartnäckig noch fortführte, als Preußen bereits vernichtet war und die Franzosen Schwedisch-Pommern umklammert hatten.

Karls XIII. Aufgabe war, diesen hoffnungslosen Krieg zu liquidieren und freundschaftliche Beziehungen zu Napoleon

anzubahnen, um das von allen Seiten bedrohte Schweden vor völliger Vernichtung zu retten. Napoleon war der Verbündete Dänemarks und Rußlands – er hatte es also in der Hand, die beiden Gegner Schwedens zum Nachgeben zu bestimmen.

Leider kam König Karl mit diesen Hoffnungen um zwei Jahre zu spät. Man hätte jetzt November 1806, nicht März 1809 schreiben müssen. Damals war Rußland der Gegner Napoleons, und von Dänemark wußte man noch nicht, ob es neutral bleiben oder sich auf die Seite Englands neigen werde. Damals, nach Jena, wäre es für Schweden ein leichtes gewesen, ein Bündnis mit Frankreich gegen seine Bedrücker zu schließen. Aber zwischen Schweden und Frankreich stand die Politik des Liebhabers der guillotinierten Marie Antoinette. Jetzt waren Napoleon die Hände gebunden: Dänemark war der Kontinental Sperre beigetreten, und Rußland durfte er aus Rücksicht auf die *carte blanche* für Spanien nicht vor den Kopf stoßen. In Paris antichambrierte der ehemalige französische Emigrant und schwedische General Chevalier de Suremain, um den Kaiser den Wünschen des schwedischen Volkes geneigt zu machen, und als dieser sich auf den Kriegsschauplatz nach Österreich begab, wartete in Donauwörth bereits eine zweite schwedische Abordnung, die den Kaiser zu sprechen verlangte.

Doch durch das Gehirn des Empereur jagten jetzt andere Gedanken. Er mußte seinen großen Gegner Erzherzog Karl schlagen – den Schweden konnte er im Augenblick nicht helfen. „Vor anderthalb Jahren, als ich in Berlin war, hätten Sie mich aufsuchen sollen, da wäre es noch Zeit gewesen. Aber jetzt ist es zu spät. Ich kann nichts für euch tun, ich muß Rußland beruhigen. Ich habe dem Zaren Rußland versprochen, wenn er mir dafür Spanien läßt. Ich kann nur raten, sich mit Rußland auf guten Fuß zu stellen. Nehmen Sie den Herzog von Södermanland zum König und einen Mann zu seinem Nachfolger, der einem tapferen Volke gefällt. Rußland wird es sich zweimal überlegen, wenn Sie auch jetzt festen Charakter zeigen, wo Sie

sich der Herrschaft eines Narren entledigt haben.“ Das war alles – der Empereur hatte sich sehr vorsichtig und allgemein ausgedrückt. Immerhin, mit der Wahl Karls XIII. zum König war er einverstanden. Auch die spätere Ernennung des Prinzen Christian August zum Thronfolger hatte er gebilligt.

Aber welche Wahl sollte Schweden jetzt treffen?

Als Erbe des kinderlosen Königs Karl XIII. kamen vier Kandidaten in Frage:

1. Prinz Gustaf Wasa, der minderjährige Sohn des entthronten Königs Gustaf IV. Adolf, der aber noch ein Kind war und die wenigsten Aussichten hatte.
2. Herzog Friedrich Karl von Holstein-Sonderburg-Augustenburg, der Bruder des verstorbenen Thronfolgers. Als Schwager des Königs von Dänemark war er ein aussichtsreicher Kandidat, der ebenfalls Norwegen als Mitgift erhielt.
3. Herzog Georg von Oldenburg, der Schwager des Zaren Alexander. Seine Wahl hätte wohl Rußland befriedigt, Schweden aber zugleich unter russische Vormundschaft gebracht.
4. König Friedrich VI. von Dänemark. Unter ihm wären die drei skandinavischen Reiche zu einer Interessengemeinschaft vereinigt und jahrhundertealte Feindschaften endgültig begraben worden.

Die Wahl setzte bei der schwierigen außenpolitischen Lage Schwedens besonderes diplomatisches Fingerspitzengefühl voraus, und sie mußte vor allem die Zustimmung Napoleons finden. Am liebsten wäre es Karl XIII. gewesen, der Kaiser der Franzosen hätte ihm einen Nachfolger bestimmt – da wäre er der Rücksichtnahme auf freundnachbarliche Bindungen enthoben gewesen. Aber der Empereur hütete sich wohl, das heiße schwedische Eisen anzufassen.

Der Oldenburger hatte die geringste Aussicht, das Rennen zu machen. Gegen eine Personalunion mit Dänemark lehnte sich

das Nationalgefühl der Schweden auf – sie wollten nicht Untertanen des Dänenkönigs werden. blieb also nur der Herzog von Augustenburg, der die meisten Stimmen für sich hatte. Auch König Karl hatte sich für ihn entschieden und teilte Napoleon mit, daß der schwedische Reichstag voraussichtlich für die Kandidatur des Herzogs stimmen werde.

Obwohl damit die Nachfolgefrage geregelt war, hielt Karl es doch für angebracht, die Einstellung des allmächtigen Kaisers der Franzosen zur schwedischen Frage zu erfahren. Zu diesem Zweck schickte er die Barone Ankerswärd und Karl Otto Mörner nach Paris. Bevor diese aber dort eintrafen, rückte Napoleon mit seinen Wünschen heraus. Im halboffiziellen „Journal de l'Empire“ vom 17. Juni 1810 gab er in einer angeblich aus Hamburg datierten Korrespondenz zu verstehen, „daß schon bei der Wahl des verstorbenen Thronfolgers ein großer Teil Schwedens für Friedrich VI. gestimmt habe und daß nunmehr abermals Gelegenheit gegeben sei, die drei nordischen Reiche zu vereinigen.“ Der König von Dänemark als Verbündeter Frankreichs wäre Napoleon der angenehmste Kandidat gewesen.

Baron Mörner aber war schwedischer Patriot, und als solcher weigerte er sich, den Schrittmacher der dänischen Kandidatur zu spielen. Da die, wenn auch sehr vorsichtig gehaltene Äußerung Napoleons die Aussichten des Herzogs von Augustenburg bedenklich herabgemindert hatte, beschloß Baron Mörner ein wenig auf eigene Faust die Zukunft seines Landes zu bestimmen. Die Gelegenheit war günstig, da eine wenn auch kleine Gruppe Patrioten in Upsala am liebsten einen Verwandten oder wenigstens einen Marschall Napoleons auf dem Thron Gustaf Adolfs und Karls XII. gesehen hätte, denn durch eine solche Wahl wäre Schweden dem napoleonischen System angegliedert worden und hätte Rußland gegenüber sich leichter behaupten können, als wenn es auf sich, auf seine eigenen schwachen Kräfte verlassen mußte.

Zu diesen schwedischen Napoleonfreunden gehörte auch Baron Mörner. In Paris eingetroffen, gelang es ihm, den zur Hochzeit Napoleons mit Marie Luise am Tuilerienhofe weilenden schwedischen Sondergesandten, Grafen Wrede, von der Notwendigkeit und den Vorteilen einer französischen Thronkandidatur zu überzeugen.

Auf welche dem Kaiser nahestehende Persönlichkeit aber sollte die Wahl fallen? Man dachte zuerst an den Prinzen Eugen Beauharnais, den ritterlichen Sohn der Kaiserin Josephine. Er erfreute sich der besonderen Achtung und Liebe seines Stiefvaters Napoleon, der ihn zum Vizekönig von Italien erhob und zum Nachfolger des Fürst-Primas Dalberg als Großherzog von Frankfurt bestimmt hatte. Außerdem war Prinz Eugen mit einem regierenden Fürstenhause verschwägert: seine Frau, Prinzessin Auguste Amalie war die Tochter des Königs Maximilian Josef I. von Bayern. Ein Wittelsbacher hatte schon einmal auf dem schwedischen Thron gesessen, und zwar kein geringerer als Karl XII. Er stammte aber aus der Linie Zweibrücken-Birkenfeld, die sich der Reformation angeschlossen hatte, während die in Bayern als Kurfürsten und neuerdings von Napoleons Gnaden als Könige regierenden Nachkommen Maximilians I., des Jesuitenfreundes und Begründers der Liga, strenggläubige Katholiken geblieben waren.

Die schwedischen Gesandten streckten vorsichtig ihre Fühler aus. Warum nicht? Eugen Beauharnais fühlte sich, als Statthalter Napoleons im Glanz seiner vizeköniglichen Würde zwar glücklich und zufrieden, aber eine Berufung auf den schwedischen Thron hätte er, die Zustimmung seines Stiefvaters vorausgesetzt, gewiß angenommen.

Die Sache hatte nur einen Haken, und daran scheiterte alles: Prinzessin Augusta war nicht nur eine vorbildliche Frau und Mutter, sondern auch eine ebenso fromme Katholikin. Als solche aber konnte sie es nicht übers Herz bringen, durch Übertritt zur Lehre des „Ketzer“ von Wittenberg ihre unsterbliche

Seele der Gefahr auszusetzen, vom Orkus der Hölle verschlungen zu werden. Mit Händen und Füßen sträubte sie sich gegen eine solche Zumutung, und da der weniger bigotte Sohn Josephines seiner geliebten Augusta jeden Wunsch von den Augen ablas, verzichtete er dankend auf die ihm angebotene Krone des Helden von Breitenfeld und Lützen.

Die fromme Augusta ahnte freilich nicht, daß ihre eigene Tochter Josephine einmal die Gemahlin eines Schwedenkönigs französischer Abstammung werden sollte, dessen Eltern weniger konfessionelle Hemmungen zeigten, als man sie vor die verlockende Wahl stellte.

Das war der Fürst von Pontecorvo, an den sich Mörner wandte, nachdem ihm Eugen Beauharnais einen Korb gegeben hatte. Marschall Bernadotte stand bei den Schweden in bestem Andenken. Mörners Oheim, der 1806 sein Gefangener in Lübeck gewesen war, hatte viel Rühmliches von der ritterlichen Liebenswürdigkeit des Marschalls erzählt. Nicht vergessen war auch seine schonende Behandlung schwedischen Landes, das er besetzt hatte. Diese Sympathien, die er sich durch taktvolles und kluges Auftreten erworben hatte, trugen ihm jetzt eine Königskrone ein.

Aus eigenem Ermessen entschied Mörner sich für den Fürsten von Pontecorvo, und Graf Wrede stimmte zu. Die Gesandten setzten sich mit dem französischen Außenminister Herzog von Cadore in Verbindung, der den Herren versprach, dem Kaiser die Wünsche des schwedischen Volkes vorzutragen.

Napoleon lebte damals im Honigmond seiner Ehe mit der neunzehnjährigen Marie Luise, der „österreichischen Kalbin“, die ihm den ersehnten Thronerben schenken sollte. Zum Erstaunen Cadores zeigte er sich der Kandidatur Bernadottes durchaus nicht abgeneigt; offenbar war er froh, daß sich endlich eine Position gefunden hatte, die den Ehrgeiz des Gaskogners befriedigen mußte. Billigte er daher die Wahl Bernadotte, so wurde er den unzuverlässigen Streber los und sicherte sich

außerdem Anspruch auf dessen Dankbarkeit. Und schließlich verlangte auch die Königswürde seines Bruders Joseph, daß dessen Schwager einen ihm ebenbürtigen Rang in der Gesellschaft einnahm.

Es ging also alles nach Wunsch des Barons Mörner, so daß dieser glaubte, er habe Napoleon einen besonderen Gefallen erwiesen, indem er seinen Marschall als Thronfolger für Schweden ausbat.

Am 25. Juni – fünf Tage nach seiner Ankunft in Paris – konnte Mörner bereits in der Rue d'Anjou vorfahren und den Marschall um Annahme der ihm zgedachten Würde bitten. Bernadotte strahlte: endlich hatte er das Richtige gefunden! Nur eine bange Sorge trübte seine Hoffnungen noch: Wie wird sich Napoleon zu der Wahl der Schweden stellen? Von seiner Entscheidung hing alles ab. Er wollte abwarten und Napoleon durch Désirée und Julie bearbeiten lassen. Aber Graf Wrede, der nach Stockholm reisen und dem König Bericht erstatten sollte, drängte. Nun mußte Bernadotte doch seine Reserve aufgeben und selber den entscheidenden Schritt tun. Am 1. Juli 1810, nach der Messe in Saint Cloud, meldete er sich zur Audienz.

Napoleon war guter Laune, denn Marie Luise hatte ihm am Morgen erklärt, sie fühle sich Mutter. Der Kaiser war darob außer sich vor Freude wie ein Kind.

„Weiß schon, weiß alles“, winkte er gnädig ab, als Bernadotte wichtigtuend sein Geheimnis auspacken wollte, „ich wußte schon früher Bescheid als Sie. Ich überlasse es Ihnen anzunehmen oder abzulehnen . . . Ich hatte eine Regentschaft vorgeschlagen und wollte die Entwicklung der Dinge abwarten. . . Übrigens sehe ich Sie lieber dort als irgendeinen andern. Ich unterstütze Sie durch meine Zustimmung. Tun Sie also den Schritt.“

Bernadotte atmete erleichtert auf. Das war wider Erwarten gut gegangen. Er triumphierte. Nicht kaiserlicher Statthalter in

Rom, nein, König einer unabhängigen freien Volkes sollte er werden, nicht einer von Napoleons Gnaden wie sein Schwager Joseph, der sich wie ein dummer Junge anschnauzen lassen mußte, auch kein solcher Zaunkönig wie Jerome von Westfalen, wie Joachim Murat von Neapel oder wie Louis von Holland, der gerade in diesen Tagen freiwillig die Krone niedergelegt hatte und nach Österreich gegangen war, weil er nicht nach der Pfeife seines Bruders tanzen und nicht französischer Gouverneur, sondern selbständiger Herrscher eines freien Volkes sein wollte. Doch das gab es nicht im französischen Kaiserreich; da kannte man nur einen Willen, dem sich alles unterzuordnen hatte. Das Führerprinzip galt als oberstes Gesetz. Was waren denn Spanien, Neapel, Holland, Westfalen? Selbständige Staaten, unabhängige Königreiche? Mit nichten! Bessere Provinzen, die von einem Statthalter regiert wurden, der aus Familienrücksichten den klangvolleren Titel „König“ führte, und den man mit „Majestät“ anredete, weil des feierlicher klang als die bürokratische „Exzellenz“.

Und wie diese Könige vom Willen des Kaisers abhängig waren, so waren sie auch ebenso ohnmächtige Marionetten in der Hand des Schicksals, das über Ihm waltete. Solange Er vom Tajo bis zur Weichsel gebot, solange seine Armeen Europa im Zaun hielten, ging es noch. Brach aber eines Tages diese glänzende Fassade zusammen, erhoben sich die Unterdrückten, schlossen England und Rußland sich gegen Napoleon zusammen, dann war es mit der Herrlichkeit dieser Zaunkönige zu Ende, dann fegte der Sturm der Weltgeschichte ihre ständig schwankenden Throne wie morschen Plunder hinweg.

Keiner würde diese Götterdämmerung überdauern, davon war Bernadotte fest überzeugt. Die legitimen Fürsten würden nicht Usurpatoren in ihrem exklusiven Kreise dulden.

Nur er, Jean Baptiste Bernadotte, wird von diesem Kladderatsch nicht getroffen. Er steht abseits, vom hohen Norden

aus wird er in aller Gemütsruhe dem Gang der Ereignisse zusehen wie der Entwicklung eines Dramas, das sich vor seinen Augen abrollt. Wenn es nötig ist, wird er mit England und Rußland gehen, die ihm künftig näherstehen als sein ehemaliges Vaterland. Solange Napoleon über Europa gebietet, wird er sich gut mit ihm stellen, denn der Kaiser wird ihn brauchen. Das verpflichtet zu nichts, denn er sitzt weitab vom Schuß und kann sicher sein, daß Napoleon nicht mit seiner Großen Armee in Schweden einfallen wird, wenn der Kronprinz ein gegebenes Versprechen nicht hält.

Er wird sich sogar hüten, sich mit Bernadotte zu verfeinden. Im Gegenteil, er wird ihm schmeicheln, wird um seine Freundschaft buhlen – welcher Triumph für den Rivalen, der am 18. Brumaire zu spät kam, und sich nun so oft vor ihm demütigen, so manchen Anpiff einstecken mußte! Jetzt kam der Ausgleich, jetzt hing es von seinem Willen ab, ob Napoleon einen Freund oder einen Feind mehr hatte. Und wenn es zum Zusammenstoß zwischen Ost und West kam, wenn in der einen Waagschale Napoleon und in der andern Alexander saß, dann war er, Bernadotte, das Zünglein, das nach rechts oder nach links ausschlagen, sich für den Empereur oder für den Zaren entscheiden konnte. In seine Hand war das Schicksal Europas, war die Zukunft Napoleons gegeben! Dann würde es sich ja zeigen, wer das bessere Teil erwählt hatte: der Sohn des Advokaten von Ajaccio oder der Sohn des Gerichtsvollziehers von Pau . . .

Und Désirée Clary wird Königin, steht nicht länger hinter ihrer Schwester Julie zurück. Diese Genugtuung war Napoleon ihr schuldig, der ungetreue Clisson, der jetzt die Nichte der Marie Antoinette geheiratet hat . . .

Königin von Schweden – sie wird es in der gleichen Weise sein, wie sie bisher Fürstin von Pontecorvo gewesen ist. Fürstin und Königin auf dem spiegelnden Parkett der Pariser Salons. Es genügt doch, wenn der Mann den Thron einnimmt und repräsen-

tiert. Oh, sie haben Männer, treu wie Gold, die werden nie auf den Gedanken kommen, das Beispiel der Bourbonen nachzuahmen und Mätressen als ungekrönte Königinnen herrschen zu lassen. Der keusche Joseph läßt sich von den dunkeläugigen Donnas vom Manzanares nicht umstricken und betören.

Und Bernadotte? Er ist zwar der Landsmann Heinrichs IV., der wahrlich kein Frauenverächter war. Aber er besitzt nur das Temperament des Béarners, nicht dessen Leidenschaft und Genialität. Ihm ist die Befriedigung seines Ehrgeizes höchstes Glück. Frauen interessieren ihn nicht. Er ist jetzt siebenundvierzig – er wird auch für den Rest seiner Tage ohne galante Abenteuer auskommen; die kühlen Blondes des Nordens können ihm nicht gefährlich werden.

Schweden . . . überall spricht man jetzt von Schweden . . . in allen Salons höre ich das Wort. Wo liegt dieses la Suède? Richtig, da oben im hohen Norden. Noch weiter über Dänemark hinaus . . . so bei Rußland herum . . . in der Nähe des Nordpols. Br . . . ein kaltes, unfreundliches Land.

Noch als Greisin gesteht sie ihrem Kammerherrn Hochschild, daß sie keine Ahnung hatte, was dieses Schweden eigentlich war und wo man es auf der Karte suchen mußte. „Irgendein Ort wie Pontecorvo, nach dem wir uns in Zukunft nennen sollten.“ Geographie schwach, Madame!

König Karl XIII. war wie aus allen Wolken gefallen, als Baron Mörner am 6. Juli wieder in Stockholm eintraf und ihm Bericht über das Ergebnis seiner Pariser Reise erstattete. Ein königliches Donnerwetter empfing den bestürzten Baron, der sich einbildete, seine Sache recht gut gemacht und ein Lob aus dem Munde seines Landesherrn verdient zu haben. Statt dessen gab ihm der König sein allerhöchstes Mißfallen zu verstehen und bestrafte den fürwitzigen Unterhändler für sein eigenmächtiges Vorgehen mit Arrest.

Also einen „caporal français“ haben sie ihm, dem letzten Wasakönig, als Nachfolger ausgesucht, einen französischen

Korporal, einen dieser glücklichen Soldaten der Revolution, die den Marschallstab im Tournister trugen.

Der König und die Hofgesellschaft hätten ihm selbst den König von Dänemark vorgezogen, oder noch lieber den Herzog von Holstein-Augustenburg, den Bruder des verstorbenen Thronfolgers.

König Karl war zuerst peinlich berührt, denn da Napoleon seine Zustimmung gegeben hatte, konnte man diesen Bernadotte nicht mehr ausschlagen, ohne den Kaiser der Franzosen zu beleidigen. Ihn durfte man aber auf keinen Fall erzürnen, denn von ihm hing Schwedens Sein oder Nichtsein ab – verdarb man es mit ihm, so teilte er das Reich Gustav Wasas kurzerhand unter Dänen und Russen auf.

Von zwölf Stimmen des Kronrates fielen elf auf den Herzog von Augustenburg, und nur eine einzige auf Bernadotte. Eine aussichtslose Kandidatur, wäre hinter ihr nicht riesengroß der Schatten des gewaltigen Imperators gestanden und hätte nicht ein Franzose kräftig die Reklametrommel für seinen Landsmann gerührt.

Der Manager Bernadottes war Herr Fournier, der Sohn eines französischen Straßen- und Forstmeisters aus Grenoble, den die Stürme der Revolution wie so viele Emigranten an den Strand Skandinaviens gespült hatten. Er lebte jetzt in Gotenburg als Kaufmann. Sein Geschäft litt unter dem Druck der Kontinentalsperre und stand im Frühjahr 1810 vor dem Konkurs.

Da hörte er von der Thronkandidatur des Marschalls Bernadotte, und sogleich faßte er den abenteuerlichen Plan, sich mit Hilfe seines Landsmannes zu sanieren. Er wandte sich an den Herzog von Cadore, den französischen Außenminister, berief sich auf seine persönlichen Beziehungen zu dem Marschall, den er 1804 in Hannover kennengelernt hatte, und erklärte sich bereit, für ihn Stimmung in Schweden zu machen. Froh, einen mit den schwedischen Verhältnissen vertrauten Franzosen

gefunden zu haben, der den französischen Interessen nützen könnte, betraute der Minister den bankerotten Kaufmann mit einer diplomatischen Mission. Sein Diplomatenpaß diente Fournier als Kreditbrief, mit dem er seine Gläubiger beschwichtigte und sich neue Geldquellen erschloß.

Er begab sich nach Schloß Örebro, wo der schwedische Reichstag zusammengetreten war, um zur Wahl des künftigen Kronprinzen zu schreiten. In seiner Eigenschaft als Agent des Kaiser der Franzosen fand er überall offene Türen und jedermann schenkte ihm willig Gehör. Fournier tat sehr wichtig und geheimnisvoll; er sprach andeutungsweise von wichtigen politischen Instruktionen, die er vom Kaiser selbst erhalten habe und deren Erfolg das Schicksal Schwedens entscheide.

Was sie gegen den Marschall Bernadotte hätten, der sich doch des besonderen Wohlwollens des Kaisers erfreue und den dieser selbst als Thronfolger für Schweden ausersehen habe?

Wenn Sie sich für ihn entscheiden, Messieurs, wird der Herr Europas seine Hand schützend über Schweden halten und nicht zugeben, daß der Däne und der Russe sich des Landes bemächtigt.

Ah, ich verstehe: Sie befürchten einen katholischen König als Nachfolger Gustaf Adolfs zu bekommen, der Skandinavien dem Papismus zurückgewinnen will? Sie täuschen sich, meine Herren: der Marschall Bernadotte entstammt einer Hugenottenfamilie, die nur gezwungen den katholischen Glauben wieder angenommen hat; seine Mutter ist selbst noch Hugenottin gewesen. Mit Freuden wird er sich zur Lehre Luthers bekennen, wie er mir in einem seiner Briefe selber gestanden hat.

Können Sie es besser treffen? Wahrlich, der Mann scheint von der Vorsehung zu Ihrem Herrscher bestimmt zu sein: die kriegerischen Ereignisse der letzten Jahre fügten es, daß er in Hannover und später in Lübeck und Hamburg mit Schweden in Berührung kam. Obwohl damals Ihr Feind, hat er sich Ihrer Landsleute doch aufs beste angenommen. Ihm verdanken Sie die humane Behandlung der Gefangenen und nicht zuletzt

den ehrenvollen Waffenstillstand und den Frieden. So ist er also schon einmal der Retter Schwedens geworden. Wenn Sie ihn erküren, wird ein Strahl der Sonne von Austerlitz auch den Norden erleuchten, denn Bernadotte verkörpert den Ruhm der französischen Waffen, die ganz Europa erobert haben. Furchtbar seinen Feinden, ist er der beste Schutz seiner Freunde. Ist es nicht ein seltsamer Zufall, daß der einzige Sohn dieses Franzosen den in unserem Lande fast unbekanntem nordischen Namen Oskar führt?

Alle Vorzüge vereinigt der Marschall Bernadotte: für das Bürgertum wird er der Vertreter und Garant der Revolution sein, für die Bauern ein Anhänger der Demokratie, für die Wirtschaft der kluge Vermittler zwischen Schweden und Napoleon hinsichtlich der Durchführung der verschärften Bestimmungen der Kontinentalsperre. So warb Fournier von Mund zu Mund für seinen Landsmann und entfaltete eine lebhaftere Propagandatätigkeit, die er noch durch Verbreitung von angeblichen Briefen Bernadottes, die er drucken ließ, unterstützte.

So hatte sich indes der Herzog von Cadore die diplomatische Mission des Herrn Fournier nicht gedacht: der Mann sollte nur in aller Stille und mit größter Diskretion die Stimmung des schwedischen Volkes und der Reichstagsabgeordneten erkunden, nicht aber offiziell für die Kandidatur Bernadotte arbeiten. Um in Kopenhagen und vor allem in St. Petersburg nicht anzuecken, entzog der Minister seinem indiskreten Agenten die Vollmacht und verständigte die schwedische Regierung. Dieses Schreiben kam aber zu spät, denn in der Zwischenzeit hatte der rührige Fournier bereits die einzelnen Parteien für seinen Kandidaten gewonnen.

Nur Karl XIII. zögerte noch und konnte seine Abneigung gegen den ehemaligen Jakobiner nicht überwinden. Auf der einen Seite wollte er genau nach den Wünschen Napoleons handeln, auf der andern hatte er Hemmungen gegen den „Korporal“, den er als Sohn adoptieren sollte.

Aber da erstand Bernadotte abermals ein Fürsprecher, der für ihn auch die letzten Hindernisse aus dem Weg räumte. General Suremain, der als französischer Emigrant seit fünfzehn Jahren am schwedischen Hof lebte und einer der Erzieher Gustafs IV. gewesen war, setzte sich beim König für die Kandidatur des Marschalls ein. Suremain war Artillerieoffizier im Regiment La Fère gewesen, in dem der Leutnant Bonaparte diente. Obwohl seiner Überzeugung nach Royalist und Parteigänger der Bourbonen, war er doch stolz darauf, ein Regimentskamerad des größten Feldherrn seiner Zeit zu sein und suchte deshalb zwischen Napoleon und Schweden zu vermitteln. Er hatte die Friedensverhandlungen mit Frankreich geführt und zum Abschluß gebracht, wodurch er sich das Wohlwollen Napoleons erwarb. Auch Suremain setzte sich bei Karl XIII. für den Marschall Bernadotte ein. Diese Stellungnahme seines Ratgebers bestimmte den König, den ihm von allen Seiten empfohlenen Kandidaten anzunehmen, zumal auch der schwedische Gesandte Lagerbielke, der in Paris mit Bernadotte verhandelte, die Absicht vertrat, „daß wenn je unsere größte politische Angelegenheit, die Vereinigung Norwegens mit Schweden, verwirklicht werden kann, dies nur durch einen französischen Fürsten geschehen wird“.

Diese gewichtigen Stimmen gaben den Ausschlag. Auch Fourniers und Mörners Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg: besonders in bäuerlichen Kreisen fiel die Kandidatur eines ehemaligen Revolutionärs auf fruchtbaren Boden. Seine Wahl war gesichert, und so konnte Karl XIII. bereits am 18. August dem schwedischen Reichstag seinen Entschluß mitteilen: „Mit größter Befriedigung habe ich die Stimme des Volkes vernommen, das sich für den Fürsten von Pontecorvo erklärt hat. Glänzende Kriegstaten schmücken ihn mit ehrenvollem Lorbeer und sichern ihm einen Ehrenplatz in der Geschichte. Ausgezeichnete staatsmännische Eigenschaften vergrößern seinen Ruhm. Milde und Gerechtigkeit erwarben ihm

selbst bei den Feinden Achtung. Privatbeziehungen, die er während des Krieges mit schwedischen Offizieren anknüpfte, zeugen von der innigsten Zuneigung des Fürsten zu dem schwedischen Volke, gegen das er nur ungern und gezwungen das Schwert zog. Wenn Schwedens Geschicke diesem Fürsten anvertraut werden, wird sein Kriegsruhm die Selbständigkeit des Reiches sichern, aber auch neue Kriege, um seinen Ehrgeiz zu befriedigen, überflüssig machen. Seine große Erfahrung und Unerschrockenheit werden die innere Ruhe erhalten, seine Güte wird die Künste des Friedens fördern. Daß er einen Sohn hat, verscheucht für die Zukunft die Ungewißheit, in der sich das schwedische Volk seit längerer Zeit befand.

Ich schlage deshalb den Reichsständen Seine Durchlaucht den Fürsten von Pontecorvo, Jean Baptiste Bernadotte, als königlichen Prinzen und Thronfolger vor.“

Als dieses Schreiben des Königs im Reichstag verlesen wurde, riefen die Bauernabgeordneten, die den Marschall nur mit seinem bürgerlichen Namen kannten und daher im Fürsten von Pontecorvo einen Gegner ihres Kandidaten witterten, erregt dazwischen: „Wir wählen nur Bernadotte!“

Der Präsident sah sich daher zu der Erklärung veranlaßt, daß Marschall Bernadotte und Fürst von Pontecorvo ein und dieselbe Person seien, worauf die erregten Bauern sich zufrieden gaben. Die Wahl verlief ohne Zwischenfall und brachte das erwartete Ergebnis. Alle vier Stände entschieden sich einstimmig für den Fürsten.

Am 21. August wurde das Wahlergebnis protokolliert:

„In Anbetracht, daß der hohe und mächtige Fürst und Herr Johann Baptist Julius Bernadotte, Fürst von Pontecorvo, im Besitze aller Tugenden und Eigenschaften ist, die uns die gerechte Hoffnung geben, unter der Regierung dieses Fürsten einer guten Verwaltung sowie einer gesetzmäßigen, kraftvollen und wohlthätigen Regierung teilhaftig zu werden, haben wir, die Generalstaaten Schwedens, auf Vorschlag des erhabenen gegenwärtigen Königs

durch gesetzmäßige einstimmige Wahl diesem Fürsten die Würde eines schwedischen Kronprinzen für sich und seine Nachkommen erwählt und seinen legitimen männlichen Erben den Thron von Schweden nach den Bestimmungen des Thronfolgesetzes übertragen.“

Noch am gleichen Tage reisten Graf Rosen und Baron Mörner nach Paris, um den Marschall von seiner Wahl in Kenntnis zu setzen. Bernadotte ging mit seiner Gemahlin gerade im Park seines Schlosses La Grange spazieren, als die schwedischen Gesandten ihm ihre Glückwünsche darbrachten. Er hörte sie ruhig an, schloß gerührt seinen Sohn in die Arme und sagte mit bewegter Stimme: „Gut, ich nehme es an, es wird für Oskar sein!“

Er hatte mit lebhaftem Interesse den Gang der Verhandlungen verfolgt und durch seinen Mittelsmann Fournier sein möglichstes getan, um eine Entscheidung zu seinen Gunsten herbeizuführen. Offenbar hatte er im voraus mit einem Wahlsieg gerechnet, denn bereits am 18. August hatte der Kaiser seinen Bruder zum Baron erhoben und die Einkünfte des Fürstentums Pontecorvo auf ihn übertragen. Bernadotte erhielt von Napoleon ferner eine Million Franken Reisekosten vergütet sowie drei weitere Millionen als Abfindung für das Fürstentum Pontecorvo und für seine Liegenschaften in Polen, dagegen blieb er auch weiterhin im Genuß seiner Dotationen im Gebiet des Königreichs Westfalen.

Der „Moniteur“ brachte die Wahlakte im vollen Wortlaut, um damit dem französischen Volk offiziell die Erhebung des Marschalls zum königlichen Prinzen anzuzeigen. Napoleon selbst behandelte seinen ehemaligen Untertan jetzt als ebenbürtigen Fürsten; das Kronprinzenpaar nahm wöchentlich einmal am Frühstück des Kaisers teil, und dieser ließ ihm die für die kaiserlichen Familienmitglieder vorgesehenen Ehrenbezeugungen erweisen.

Bernadotte selbst hatte den Kaiser von der erfolgten Wahl

in Kenntnis gesetzt und ihn um die Genehmigung zur Annahme der hohen Würde gebeten. In diesem Brief vom 7. September 1810 heißt es:

„Wenn mein Geschick es bestimmt, mich von Eurer Majestät zu trennen, so flehe ich sie an, zu glauben, daß weder Zeit noch Entfernung in meiner Seele je die Erinnerung an die Güte Eurer Majestät und die Gefühle auslöschen kann, von denen ich für Ihre erhabene Person durchdrungen bin. Ich werde mich stets erinnern, daß eine so unerwartete Erhebung nur der Achtung zuzuschreiben ist, mit der Eure Majestät mich zu beehren geruht. Nur eines könnte die Trennung weniger schmerzlich gestalten: das ist der Gedanke, daß das gesamte schwedische Volk von der höchsten Verehrung für Eure Majestät erfüllt ist, und ich hoffe noch, selbst wenn ich von Ihnen, Sire, entfernt bin, aber immer in meinen Wünschen und Gedanken bei Ihnen weilen werde, zum Fortschritt des großen, von Ihrem Genie für das Glück Europas geschaffenen Werkes beitragen zu können.“

Im gleichen überschwenglich-byzantinischen Stil stattete der Marschall König Karl seinen Dank ab: „Ich will nicht versuchen, die Gefühle zu schildern, die mich bei der Nachricht ergriffen, daß eine in den Annalen der Weltgeschichte gefeierte Nation ihre Blicke auf einen Soldaten zu werfen gewürdigt hat, der sein Verdienst allein seiner Liebe zu seinem Vaterland verdankt. Ebenso schwer würde mir der Ausdruck meiner ganzen Dankbarkeit und meiner Bewunderung, der Großmut, mit der Eure Majestät einen Mann, an den Sie nichts band, selbst zu Ihrem Nachfolger vorgeschlagen haben. Je mehr Eure Majestät dabei einzig und von dem Wunsche für das Heil Ihres Volkes geleitet ward, um so größer ist auch die Verpflichtung, die jener für mich so schmeichelhafte Gedanke mir auferlegt. Ich verhehle mir weder den Umfang noch die Schwierigkeiten bei der Ausführung und Erfüllung meiner erhabenen Pflicht. Darf ich aber meinem Herzen vertrauen, so werde ich dennoch den Wunsch Eurer Majestät erfüllen. Denn nie gab

es für einen Sterblichen einen kräftigeren Antrieb, nie hat sich jemand eine schönere Gelegenheit dargeboten, sein Leben dem Wohle eines ganzen Volkes zu weihen . . . Nach dem was Eurer Majestät mir zu sagen geruhen, werde ich meine Abreise beschleunigen, denn ich kann die Zeit nicht abwarten, um zu Eure Majestät Füßen die Ihren Tugenden gebührende Huldigung darzubringen, und nicht minder verlangt mich danach, Eurer Majestät meinen Treueid abzulegen. Bis auf den heutigen Tag war es mein ganzer Ruhm und mein ganzes Glück, meinem Vaterlande zu dienen. Aber Frankreich wird – ich hoffe es – auch die Bemühungen billigen, die ich von nun an meinem neuen Vaterlande widme.“

Die Tatsache, daß Napoleon sich verhältnismäßig rasch und reibungslos mit der Wahl Bernadottes abfand, beweist indes noch lange nicht, daß diese Lösung auch wirklich seinen Wünschen entsprochen hätte. Er gab sich in Wirklichkeit erst mit dieser Lösung zufrieden, als sich ihm kein anderer Ausweg mehr darbot. Suremain erzählt in seinen Memoiren sehr anschaulich, wie lebhaft der Kaiser die Kandidatur Bernadotte bekämpfte und wie sehr er sich bemühte, im Kreise seiner Familie und seiner Marschälle eine andere Persönlichkeit für diesen Posten ausfindig zu machen, bevor er mit der Wahl eines Mannes einverstanden war, der nie zu seinen Freunden gezählt hatte, und der an der Spitze eines unabhängigen Staates menschlichem Ermessen zufolge wohl kaum bedingungslos sich den Wünschen des Kaisers und seiner paneuropäischen Politik als gehorsamer Vasall unterordnen werde.

In seiner Unterredung, die Napoleon am 9. Juli 1810 mit dem Grafen Metternich hatte, kam der Empereur auch auf die schwedische Thronfolge zu sprechen. Er billigte die Wahl des Herzogs Christian von Augustenburg als den klügsten Ausweg, während er die des Sohnes des entthronten Königs für die rechtmäßigste hielt, deren einziges Hindernis in seinen Augen die Jugend des erst elfjährigen Prinzen war, die vor-

aussichtlich eine langjährige Regentschaft zur Folge haben würde.

Erst als König Karl sich direkt an ihn wandte, habe er sich näher mit dieser Frage beschäftigt. Zuerst dachte er natürlich an einen seiner Brüder und Verwandten. Murat, der andert-halb Jahre Großherzog von Berg gewesen war und dann vom Rhein an den Fuß des Vesuvs versetzt worden war, sollte die Krone Neapels gegen die Gustaf Adolfs vertauschen. Dieser Thronwechsel hätte dann eine allgemeine Verschiebung innerhalb der napoleonischen Fürstenhäuser zur Folge gehabt: Jérôme wäre nach Neapel und Ludwig von Amsterdam nach Westfalen abkommandiert worden. Eine einfache Lösung, nur schade, daß keiner der Brüder mit diesem Tausch einverstanden war und vor allem Murat und Karoline sich hartnäckig weigerten, den Süden mit dem Norden Europas zu vertauschen. Wer weiß, welche phantastischen Vorstellungen sie sich von dem Reich der Mitternachtssonne machten, das für ihre Begriffe wohl am Ende der Welt, in der Region des ewigen Eises lag.

Einen Augenblick dachte Napoleon auch an Ludwigs älteren Sohn Napoleon-Louis, den bisherigen Kronprinzen von Holland — das wäre zugleich eine Entschädigung für die Eltern gewesen, nachdem Ludwig freiwillig der Krone entsagt und der Kaiser daraufhin Holland mit Frankreich vereinigt hatte. Aber da hätte man ebensogut den Prinzen Gustav Wasa nehmen können, der sogar noch fünf Jahre älter war als der erst 1804 geborene Prinz Napoleon-Louis.

Prinz Eugen Beauharnais und seine Gattin hatten, wie bereits erwähnt, wegen des mit der Annahme der schwedischen Krone verbundenen Glaubenswechsels abgelehnt. Den gleichen Grund machte die klerikal erzogene Marie Luise für die Geschwister ihres kaiserlichen Gemahls geltend.

Außerdem sprach die Rücksichtnahme auf Rußland, dem die schwedische Thronfolge im Augenblick mehr Sorge bereitete

als die von Napoleon geplante Wiederherstellung des Königreichs Polen, gegen die Kandidatur eines Mitgliedes des Hauses Bonaparte. Die guten Beziehungen zwischen Napoleon und dem Zaren hatten sich ohnedies in besorgniserregender Weise getrübt, so daß man bereits allgemein mit der Möglichkeit eines baldigen Krieges mit Rußland sprach, den Napoleon vorläufig wenigstens noch vermeiden mußte.

Von den Geschwistern des Kaisers ging man zu den Marschällen über. Der Polizeiminister Savary empfahl dem schwedischen Gesandten Lagerbielke Berthier, den souveränen Fürsten von Neuchatel, der eine Tochter des Herzogs Wilhelm von Bayern-Zweibrücken zur Frau hatte, ferner Massena und Davout. Bernadotte, den Kandidaten der Schweden, hielt der seinem Kaiser treu ergebene Savary für diesen Posten nicht geeignet; aber Lagerbielke dachte, „ein Mann von dem Charakter des Fürsten von Pontecorvo wolle nicht zu den intimen Freunden des Herzogs von Rovigo gehören.“

Metternich verfehlte nicht, Napoleon darauf aufmerksam zu machen, daß die Wahl des schwedischen Kronprinzen, selbst wenn sie im vollsten Einvernehmen zwischen König Karl und seinem Volke stattfände, im Grunde genommen doch eine Angelegenheit sei, die in erster Linie Frankreich und Rußland angehe. „Ich werde die schwedische Nation tun lassen, was sie will, ohne ihre Meinung zu beeinflussen“, erwiderte Napoleon. „Wenn die Schweden einen Marschall als König nehmen, so bedeutet das, daß sie Finnland zurückerobern wollen; entscheiden sie sich dagegen für den Herzog von Augustenburg, so wünschen sie den Frieden. Besteigt ein Marschall den schwedischen Thron, dann werde ich bald von selbst in Verwicklungen mit Rußland verstrickt werden, die ich keineswegs suche, die ich aber vielleicht doch nicht vermeiden kann.“

Wie Napoleon auch die Lage betrachtete – die schwedische Thronfolge bedeutete für ihn eine gefährliche außenpolitische Klippe, an der er geschickt vorbeilavieren mußte. Schließlich



König Karl XV. von Schweden und Norwegen (1859—1872)
(Nach einem Gemälde von Georg von Rosen aus dem Jahre 1873. Stockholm)

erschien ihm die Wahl Bernadottes, auf den sich die Schweden so hartnäckig versteift hatten, immer noch als die beste Lösung, denn diesen Kandidaten hatte nicht er selbst, sondern die schwedische Nation vorgeschlagen, und wenn sie sich für ihn entschied, so konnten seine Gegner wenigstens nicht behaupten, er habe diesen Entschluß beeinflußt und dem Land einen Präkandidaten nach seinem Geschmack aufgedrängt. Eine andre Frage war jedoch, ob er sich im Ernstfall auf den ihm nicht gerade freundschaftlich gesinnten Marschall verlassen konnte, wenn dieser erst die Interessen seines neuen Adoptivvaterlandes zu den seinen gemacht hatte.

Denn daß Bernadotte sich dem Willen und der Politik des Empereur nicht bedingungslos unterordnen, sondern seine eigenen Wege gehen werde, gab ihm dieser noch vor seiner Abreise nach Schweden deutlich genug zu verstehen.

Im letzten Augenblick schienen Napoleon selbst derartige Bedenken gekommen zu sein, denn nachdem er die Wahl des schwedischen Reichstages bereits gebilligt und Bernadotte die Annahme der Thronfolge gestattet hatte, weigerte er sich plötzlich, ihm die Entlassung aus dem französischen Staatsbürgerverhältnis zu bewilligen, wenn er sich nicht schriftlich verpflichtete, niemals die Waffen gegen Frankreich zu führen.

„An eine solche Möglichkeit habe ich in der Tat nie gedacht“, erwiderte Bernadotte und suchte seine Bestürzung hinter einer etwas plumpen und durchsichtigen Schmeichelei zu verbergen. „Gewiß hat mir Eure Majestät eine solche Bedingung auch gar nicht auferlegen wollen, denn das kann nur der Gedanke des Erzkanzlers gewesen sein. Die Herren erweisen mir dadurch eine besondere Ehre, denn sie stellen mich als Feldherrn auf die gleiche Höhe mit Ihnen, und das wiegt mir eine Krone auf. Gleichwohl bitte ich aber Eure Majestät zu bedenken, daß ich bereits Untertan des Königs von Schweden bin, ihm auf Grund Ihrer Zustimmung den Treueid geleistet habe und die Wahlakte mir ausdrücklich verbietet, andern Staaten gegenüber irgend-

welche Verpflichtungen einzugehen. Wenn Eure Majestät bei dieser Forderung beharren, so gebieten mir Pflicht und Ehre, einen meiner Offiziere zum König von Schweden zu schicken, um ihm die Beweggründe mitzuteilen, die mich zum Verzicht auf die Rechte zwingen, die ich nach dem Wunsch und der Wahl des schwedischen Volkes und mit Ihrer ausdrücklichen Billigung angenommen habe.“

Napoleon hatte den Worten des Marschalls aufmerksam zugehört. Eine Weile verharrte er in tiefem Schweigen, richtete dann seinen Blick durchdringend und drohend auf Bernadotte und sagte: „Nun, so reisen Sie denn! Mag unser Schicksal sich erfüllen!“ Der Marschall war betroffen; er schien den fatalistischen Gedankengang, der in diesem Augenblick das Gehirn des Kaisers durchzuckte, begriffen zu haben.

Schließlich kam Napoleon noch auf die Kontinentalsperre zu sprechen und verlangte, daß Schweden ihr beitreten müsse. Bernadotte antwortete ausweichend: „Sire, ich weiß noch nicht, wie sich die Wirtschaft in meinem neuen Vaterlande dazu stellt, ich bitte daher um Zeit, um das Urteil des Volkes und das wahre Interesse Schwedens kennenzulernen.“

„Und wie lange brauchen Sie dazu?“

„Bis zum nächsten Mai, Sire.“

„Gut, ich bewillige Ihnen diese Frist, aber dann erklären Sie sich: Freund oder Feind!“

Damit schieden die beiden Gegner.

„Kennen Sie Bernadotte näher?“ hatte Napoleon noch am 8. September Metternich gefragt und dann selbst die Antwort gegeben: „Er hat einen Kopf, wenigstens habe ich stets diese Überzeugung gewonnen. Ich glaube aber, es wird ihm sehr schwer fallen, sich zu behaupten. Das (schwedische) Volk erwartet alles von ihm, er ist der liebe Gott, den es um das tägliche Brot bittet. Nach meiner Ansicht besitzt er keine Eignung zum Herrscher. Er ist ein guter Soldat, aber das ist auch alles. Schließlich bin ich froh, daß ich endlich mit ihm quitt

bin, und ich wünschte nichts lieber, als ihn fern von Frankreich zu sehen, denn er ist einer dieser alten Wirrköpfe von Jakobinern, und so etwas kann sich nicht auf einem Thron behaupten. Wenn Sie ihn wiedersehen, horchen Sie ihn einmal aus, Sie werden sich dann dasselbe Urteil über ihn bilden wie ich. Im übrigen konnte ich die Sache nicht einfach ablehnen, weil nämlich ein französischer Marschall auf dem Thron Gustaf Adolfs einer der allerliebsten Streiche ist, die man England spielen kann.“

Sechs Jahre später, als er auf der einsamen Felseninsel Sankt Helena noch einmal rückschauend sein wundersames Leben überblickte, kam der gestürzte Kaiser auch auf Bernadotte zu sprechen: „Ich hatte dabei ein instinktives, unangenehmes und peinliches Gefühl; ich erkannte in Bernadotte eine Schlange, die ich an meiner Brust genährt hatte. Er hat immer zu meinen Feinden gehalten, er mußte immer beobachtet und gefürchtet werden. Und in der Tat wurde Bernadotte später einer der Haupturheber meines Unglücks; er überlieferte den Feinden das Geheimnis meiner Politik und den Schlüssel der französischen Taktik; er war es, der ihnen den Weg zum geheiligten Boden des Vaterlandes zeigte. Vergebens führt er als Entschuldigung an, daß er, auf dem Throne Schwedens sitzend, nur Schwede sein könne – ein leeres Wort, das nur der Menge und dem niedrigsten Ehrgeiz verständlich ist. Wenn man eine Frau nimmt, verläßt man nicht seine Mutter, und noch weniger ist man gehalten, ihr die Brust zu durchbohren und ihr die Eingeweide zu zerfleischen.“

Unschwer fühlt man aus diesen Worten die Erbitterung über Bernadottes späteres Verhalten gegenüber Napoleon heraus, das ihn ins Lager der Feinde des Empereur trieb. Diesen Lauf der Dinge konnte Napoleon aber schon im Herbst 1810 ahnen, und er mußte wissen, daß Bernadotte, der stets seine eigenen Wege gegangen war und sich niemals einem fremden Willen unterordnen wollte, sich in Schweden nicht als französischer

Satrap fühlen, sondern als der vom Volke erwählte künftige Herrscher die Interessen seines neuen Vaterlandes allen anderen voranstellen werde.

Und er konnte so handeln, denn er fühlte sich Napoleon gegenüber durch keinerlei Vertrag oder Wort gebunden. Beim Abschied von Napoleon hatte er sich ja ausdrücklich völlige Bewegungsfreiheit ausbedungen und sein künftiges Handeln von der jeweils gegebenen politischen Konstellation abhängig gemacht. So war er der einzige, der dem allmächtigen Herrn Europas auf dem Höhepunkt seiner Macht das Prinzip der freien Willensentschließung entgegenzustellen wagte.

Bernadotte gegen Bonaparte – der Kampf, der am 18. Brumaire unterbrochen worden war und mit dem Sieg des glücklicheren Rivalen seinen vorläufigen Abschluß gefunden hatte, war jetzt aufs neue entbrannt.

FÜNFZEHNTE KAPITEL

Freund oder Feind?

Was für Eugen Beauharnais und die übrigen keineswegs bigotten Mitglieder des Hauses Bonaparte das Haupthindernis war, weshalb sie die ihnen angebotene schwedische Krone ausschlugen: die von dem ausschließlich evangelischen Volk zur Bedingung gemachte Annahme der Lehre Luthers, war für Bernadotte eine Angelegenheit, mit der er sich ebenso leicht abfand wie sein Landsmann Heinrich IV., der Führer der französischen Hugenotten, der um der französischen Königskrone willen vor der Macht des Papstes kapitulierte.

Den umgekehrten Weg ging Bernadotte: er entsagte dem Katholizismus, um König zu werden. Den Schweden gegenüber berief er sich auf die angeblich hugenottische Überliefe-